

2004 3

XXI. Morphologie und Nachbardisziplinen Morphology and related fields

173. Namenkunde

1. Eigennamen und ihre Funktionen
2. Interne onymische Morphologie
3. Externe onymische Morphologie
4. Zitierte Literatur

1. Eigennamen und ihre Funktionen

Eigennamen (auch Propria, Onyme) werden unter die Substantive subsumiert und erfüllen spezifische referentielle Funktionen. Im Gegensatz zu den Appellativen (Gattungsbezeichnungen) wie z. B. *Mensch* oder *Stadt*, die eine ganze Klasse von Gegenständen bezeichnen, referieren Eigennamen prototypischerweise nur auf ein einziges Denotat (Monoreferentialität), z. B. *Goethe* oder *Frankfurt*. Im Falle mehrfacher Referenz werden feste Erweiterungen vorgenommen: Bei Familiennamen kommt der Rufname hinzu (*Fischer* → *Joschka Fischer*), bzw. bei Rufnamen der Familienname, bei Toponymen weitere Spezifikationen (*Frankfurt (am) Main* vs. *Frankfurt (an der) Oder*). Während Appellative ihr semantisches Potential nutzen, um die Referenz zu leisten, kommt Eigennamen in der Regel keine Semantik zu (s. jedoch Christoph 1987).

Diese idealtypische Generalisierung ist bei genauerem Hinsehen einzuschränken: So können Spitznamen durchaus ein motiviertes semantisches Potential besitzen (z. B. *Schlaffi*

für einen wenig dynamischen Menschen), doch müssen sie dies nicht (man kann theoretisch auch jeden anderen Gegenstand *Schlaffi* nennen). In manchen Sprachen wie z. B. dem Deutschen müssen Rufnamen den Sexus des Referenten anzeigen (*Christian* vs. *Christiane/Christine*). Auch sog. Gattungseigennamen (*Teutoburger Wald*, *Goethestraße*) enthalten semantische Strukturen.

Zwar können Eigennamen lexikalische Rest- oder Scheinstrukturen enthalten – was aus ihrer diachronen Abkunft aus Appellativen oder aus volksetymologischen Umformungen resultiert –, doch unterstützen diese keineswegs die Identifikation: Ein Lehrer kann *Fischer* heißen und eine Großstadt *Düsseldorf*. Potentielle semantische Strukturen werden also beim Eigennamen neutralisiert. Doch kann es, gerade bei eher außergewöhnlichen Eigennamen, zu Resemantisierungen kommen, etwa wenn ein Anwalt *Mörder* heißt; doch geschieht dies seltener im umgekehrten Fall, also wenn ein Mörder den gewöhnlichen Namen *Richter* trägt. Auch in Wortspielen, Witzten und der Literatur werden transparente Strukturen (re)motiviert. In der Regel gilt jedoch: Eigennamen individualisieren, Appellative generalisieren und charakterisieren (s. Abb. 173.1).

Der gestrichelte Pfeil deutet den potentiellen Restbestand lexikalisch-semantischer

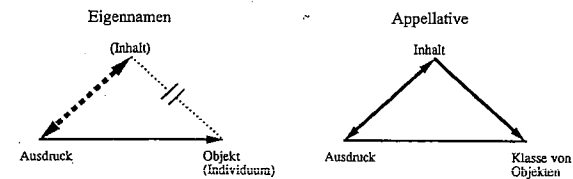


Abb. 173.1: Die unterschiedlichen Referenzleistungen von Eigennamen und Appellativen

Strukturen an, der jedoch unmotiviert bleibt und nicht zur Referenzleistung beiträgt (s. die unterbrochene gepunktete Linie). Die Identifikation des Objekts verläuft direkt vom Ausdruck zum Objekt (Direktreferenz; s. den durchgezogenen Pfeil). Damit können Eigennamen zwar über transparente, doch nicht über motivierte Strukturen verfügen (vom genuinen Gattungseigennamen abgesehen). Eigennamen benennen, identifizieren bzw. etikettieren ein Objekt. Ihre Funktion entfalten sie nicht auf der Basis semantischer Merkmale.

Monoreferenz kann auch mit anderen Mitteln hergestellt werden: Zum einen durch definite Beschreibungen mithilfe appellativischer Ausdrücke (z. B. *Deutschlands größtes Bankenzentrum für Frankfurt*), wobei diese häufig onymische Bestandteile enthalten; zum anderen durch Indikatoren, d. h. Deiktika und Proformen, die jedoch auf einen Kobzw. Kontext verweisen und damit einen solchen zur Voraussetzung haben (*diese Stadt hier für 'Frankfurt', er für 'Goethe'*) (Werner 1974). Eigennamen haben diesen Verfahren gegenüber den Vorteil der Eindeutigkeit, des kurzen Ausdrucks und der Ko(n)textunabhängigkeit. Daher leisten sich alle Sprachen den "Luxus" von Eigennamen; dabei erhalten nur relevante Objekte einen Namen, in aller Regel Personen, der menschliche Lebensraum und vom Menschen verfertigte Objekte. Gemäß der Beschaffenheit des Denotats unterscheidet man zwischen Anthroponymen (Rufnamen, Familiennamen, Pseudonymen, Spitznamen etc.), Toponymen (Städte-, Straßen-, Flur-, Gewässernamen etc.), Ergonymen (Produktnamen, Bücher-, Filmtitel etc.), Praxonymen (Kriege, Abkommen etc.) und Phänonymen (Wetterhochs und -tiefs, Taifune etc.). Dabei nimmt die Prototypik von Eigennamen nach hinten hin ab: Konkrete, distinkte Objekte wie Personen und Örtlichkeiten bilden die Objektgruppe, die am ehesten onymisch realisiert wird. Da man immer wieder mit neuen Personen, Örtlichkeiten etc. in Kontakt kommt, ist man wie bei keiner anderen Wortart lebenslang mit dem Erwerb neuer Einheiten befaßt: Eigennamen bilden kein geschlossenes Inventar. Auch wenn sie in der Regel nicht bzw. nur rudimentär in Wörterbüchern verzeichnet werden, so gehören Eigennamen dem Sprachsystem im Allgemeinen und dem Lexikon im Besonderen an. Auf der anderen Seite gehören Eigennamen zu den Wörtern, die man am ehesten wieder

vergißt, vor allem dann, wenn man sie nicht häufig gebraucht.

Die Onomastik hat sich wie kaum eine andere linguistische Disziplin bisher in fast abschließlicher Weise mit diachronen Gesichtspunkten befaßt (Fleischer 1970). In der Regel geht es um Fragen der Etymologie (s. Art. 174), da die meisten Namen appellativischen Ursprungs sind, sich jedoch im Laufe der Zeit zu mehr oder weniger opaken Ausdrücken entwickelt haben. Daß es dabei auch zur Herausbildung interner morphologischer Strukturen kommen kann, ist erst in jüngster Zeit ins Blickfeld geraten. Prinzipiell gilt es, zwei Domänen onymischer Morphologie zu unterscheiden: interne Morphologie, die die Binnenstruktur des Onyms selbst betrifft bzw. die Markierung der Proprialität (s. 2), und externe Morphologie, die die spezifisch onymische Flexion und Wortbildung zum Gegenstand hat, z. B. die Pluralbildung von Eigennamen oder die Bildung von Adjektiven aus Eigennamen (s. 3).

2. Interne onymische Morphologie

Da Eigennamen nur Benennungsfunktion haben, sollte erwartbar sein, daß interne Morphologie afunktional ist. Dennoch lassen sich verschiedene morphologische Strukturen erkennen, die nicht nur Relikte einstiger appellativischer Morphologie darstellen. Diese morphologischen Strukturen tragen jedoch nicht dazu bei, das Referenzobjekt zu identifizieren, sondern sie markieren die Proprialität des Wortes, also seinen Eigennamenstatus. Dabei handelt es sich gemäß Dressler (2000) um extragrammatische Morphologie. Die Erfassung interner morphologischer Strukturen ist bisher sowohl von der Onomastik als auch von der Morphologie vernachlässigt worden.

2.1. Der Eigenname im Spannungsfeld zwischen Motivierbarkeit, Transparenz und Opakheit

Das "Dilemma" von Eigennamen besteht darin, daß sie zwar eine grundlegend andere Funktion als Appellative ausüben, ihre diachrone Quelle jedoch in aller Regel in der Appellativik besteht. Dies schließt nicht aus, daß es auch Phantasienamen gibt (z. B. Spitznamen, Pseudonyme, Tiernamen) oder arbiträre Zahlen- und/oder Buchstabenkombinationen (z. B. Autokennzeichen, Identitätsnummern), doch ist dies ein wegen seiner ho-

hen kognitiven Kosten realiter selten verwendeter Namentyp: Eine arbiträre und womöglich lange Zahlen- oder Buchstabenfolge stößt schnell an die Grenzen der Memorierbarkeit. Der prototypische Eigenname rekrutiert sich in seiner Entstehungsphase aus motivierter appellativischer Lexik (*Eichstätt, Homburg* < (zer) *hohen Burg, Becker*); dabei kann es sich auch um Fremdleixik handeln (*Köln* < lat. *Colonia Agrippinensis* 'Kolonie des Agrippa'). Um der Verwechslungsgefahr mit einem Appellativ zu entgehen, sollte der Eigenname idealerweise möglichst weit entfernt vom Appellativ sein. Dem können gerade opake Namen wie *Köln, Tolsterglope, Golodkowski* nahe. Doch haben solche Namen, vor allem wenn sie mit Länge gekoppelt sind, hohe kognitive Kosten: Ein Familienname wie *Becker* ist leichter memorierbar als *Golodkowski*. Ist es ein weitgehend opaker Name, so bildet man Merkhilfen, d. h. man schafft sich sekundär transparente Strukturen.

Weder totale Opakheit noch potentielle Motivierbarkeit können als propriale Ideale betrachtet werden. Üblicherweise bewegen sich die Eigennamen zwischen diesen beiden Polen, was sich wie folgt skizzieren läßt:

Man geht davon aus, daß zu germanischer Zeit die zweigliedrigen Rufnamen motiviert waren im Sinne sog. Heilswünsche, z. B. *Theoderich* bzw. *Dietrich* 'im Volke mächtig'. Dabei herrschten semantisch, morphologisch, syllabisch und euphonisch gesteuerte Abfolgeprinzipien und Restriktionen (Seibicke 1985; Greule 1996). Eine solche motivierte Rufnamenvergabe findet sich heute z. B. in China.

Viele Eigennamen enthalten volltransparente Strukturen, ohne daß Motivierbarkeit, ein sinnvoller Bezug zum Objekt, möglich wäre: Familiennamen wie *Beckenbauer, Neumann*, ebenso Städtenamen wie *Mannheim, Würzburg* bestehen aus bekannten lexikalischen Bausteinen, ohne damit eine Identifikation des Referenzobjekts vollziehen zu können. Das schwedische Familiennamensystem hat diese Strategie zum Prinzip erhoben: Namenkomposita wie *Sjöberg* 'Seeberg', *Sjögren* 'Seeast', *Lindström* 'Lindenstrom' etc. gehören nicht nur zu den häufigsten Namentypen, sondern sie werden bei dem in Schweden einfachen Familiennamenwechsel sogar explizit empfohlen (Nübling 1997).

Partielle Transparenz besteht, wenn appellativische Bestandteile leichte formale Veränderungen erfahren: *Schmitt/Schmidt/Schmitz*

zu *Schmied, Eichstätt* zu *Eiche* und *Stadt/Stätte*. Hierzu gehören auch Abweichungen in der Akzentposition (*Ebersfeld*), Apokopen (*Ulm*), Erweiterungen (*Schilfa, Oberhausen*), Abweichungen in der Graphie (<*Duisburg, Becker, Mueller*>) etc. Solche formal leicht dissoziierten und damit noch identifizierbaren Morphe bezeichnet man als Pseudomorphe (Nübling 2000: 130) oder Paläomorphe (Tournier 1985: 87 f.).

Auch Semitransparenz bildet eine vielgenutzte Kompromißlösung zwischen motivierten und opaken Strukturen: Hier ist mindestens ein Glied opak und ein Glied transparent (meist das letzte): *Klinsmann, Kullmann* bzw. *Hamburg, Homburg* etc.

Vor dem Endstadium totaler Opakheit sind solche Eigennamen anzusiedeln, die noch morphologische Strukturen erkennen lassen, doch deren Einzelmorphe opak sind. So interpretiert man das Toponym *Tolsterglope* als Kompositum (als *Tolster- + -glope*), ohne daß der Sprecher einen dieser Teile an bekannte Lexik oder Onymik anschließen könnte.

Eigennamen sind morphologisch erstarrt. Morphologische Operationen, wie sie bei Appellativkomposita möglich sind, sind bei Onymen nicht mehr gegeben, wie etwa Koordinierbarkeit: **Morgen fahre ich erst nach Ham- und dann nach Homburg*. Das Erstglied solcher zweigliedrigen Komposita steht in der Regel der Appellativik fern und weist eine höhere morphologische Bandbreite auf, während das Letztglied eher an die Appellativik anschließt, einem begrenzteren Inventar angehört und eher Rückschlüsse auf den Eigennamentyp zuläßt. Ähnlich wie in der Wortbildung scheint es auch hier das Letztglied zu sein, das den kategorialen Status markiert. Häufig sind gerade bei deutschen Toponymen Erweiterungen zur Dreigliedrigkeit, wobei dann meist ein transparentes, oft sogar motiviertes Erstglied präponiert wird: *Oberjosbach - Niederjosbach*. Prinzipiell scheint im Deutschen die Peripherie eines morphologisch komplexen Toponyms eher der Appellativik nahezustehen, während das Zentrum (-jos-) opak ist.

Auf einer Skala von (potentieller) Motivierbarkeit (*Koch, Neustadt*) bis hin zu totaler Opakheit (*Stratz, Tolsterglope*) sind es diese drei dazwischenliegenden Verfahren der vollen, der partiellen und der Semitransparenz, die am meisten genutzt werden. Hierdurch entgehen die Eigennamen potentieller

Verwechslungsgefahr mit den Appellativen, nutzen jedoch gleichzeitig deren Bekanntheit, was der Memorierbarkeit zugute kommt.

2.2. Integration proprialen Materials

Eine häufig genutzte Technik der Eigennamenbildung besteht in der Nutzung bereits bestehender Eigennamen: Toponyme verwenden anderweitiges toponymisches oder anthroponymisches Material; entsprechend nutzen auch Anthroponyme anderes anthroponymisches oder toponymisches Material: *Rhein* → *Rheinhausen*, *Rheinfelden* etc.; *Ludwig* → *Ludwigsburg*, *Ludwigshafen*; *Peter* → *Petersen*, *Peters*; *Hessen* → *Hesse*, *Hess* etc. (s. 3.2). Bisher wurde noch nicht hinreichend untersucht, in welche Richtung diese onymischen Wander- und Entlehnungsbewegungen verlaufen.

2.3. Spezifisch onymische Morphe

Von besonderem Interesse sind spezifisch onymische (auch: propriale oder onomastische) Morphe. Diese haben keinen synchronen Bezug zur Appellativik. Indem sie ausschließlich Proprialität markieren, erfüllen sie extrem kategoriale Funktionen. Daher werden diese Verfahren der internen Morphologie zugerechnet; allerdings ergeben sich hier Übergänge zur externen onymischen Morphologie (zu den Techniken s. 3.3).

In manchen Sprachen sind Rufnamen produktiv aus Appellativen ableitbar, d. h. sie bilden kein festes Inventar (Onomastikon), aus dem geschöpft wird. Im Kinyarwanda (s. Art. 141), einer Klassensprache, besteht ein Appellativ üblicherweise aus einem Präfix, einem Präfix und einem Stamm, während der Eigenname durch die Abwesenheit des Präfixes gekennzeichnet wird: *umuhungu* bedeutet 'Junge', segmentierbar als *umu-hungu*; *Muhungu* dagegen ist ein Eigenname; ebenso *amabuye* 'Steine' (*a-ma-buye*) vs. *Mabuye* als Eigenname. Eine umgekehrte Markierung findet sich in einer anderen Klassensprache, dem Zulu: Hier erhält der Eigenname ein sekundäres Präfix, *u-*, wobei der anlautende Vokal des ursprünglichen (appellativen) Suffixes schwindet: *intombi* 'Mädchen' vs. *uNtombi* als Eigenname (Kuhn & Serzisko 1982).

Onymische Affixe zeigen nicht nur Proprialität an, sondern sie können auch Auskunft über die Art des Eigennamens und damit – indirekt – des Referenzobjekts erteilen. Die polnischen Familiennamen machen besonders intensiven Gebrauch von onymi-

schen Suffixen: Zu den häufigsten zählen *-ska* (für weibliche Träger) und *-ski* (für männliche Träger), die ursprünglich aus Beinamen von Adligen hervorgingen und deren Besitz anzeigten (z. B. *Tarnów* → *Tarnowska*, *Tarnowski*). Damit hatten sie ein Toponym als Basis. Später breitete sich dieses Suffix auf Toponyme aus, die die Herkunft (nicht mehr den Besitz) der betreffenden Person bezeichneten, und schließlich entwickelte es sich zum häufigsten aller polnischen Familiennamensuffixe, indem es sich ab dem 16. Jh. auch mit Rufnamen und Appellativen verband, z. B. *Wisniewski* aus *wisnia* 'Sauerkirchse' (Szczepaniak 2002).

Auch das Schwedische kultiviert mit *-son* ein Familiennamensuffix, dessen appellativische Herkunft zwar noch ersichtlich ist, doch das sich formal davon dissoziiert hat (keine Homophonie mehr mit dem Simplex *son* 'Sohn'). Suffigiertes *-son* in *Gustavsson* bedeutete ursprünglich 'Sohn von' und ist als Onym längst auch auf Frauen beziehbar. Mit dieser Desemantisierung ist es zu einem Indikator für Familiennamen geworden. In jüngerer Zeit wird es sogar produktiv gemacht, indem es auch in Verbindung ganz anderer Erstglieder auftreten kann (*Lindson*, *Balsen*).

Das Deutsche liefert gerade bei den Toponymen viele Beispiele für onymische Morphe: Bei Eigennamen auf *-ach*, *-itz*, *-a*, *-ow* [o:], *-wang(en)*, *-holt*, in der Schweiz *-ikon*, kann es sich nur um Siedlungsnamen handeln (allenfalls um sekundäre Familiennamen). Das bekannteste toponymische Suffix dürfte *-ing(en)* sein (*Tübingen*, *Gundelfingen*, *Freising*), das sich aus einem Zugehörigkeitsuffix entwickelt hat und ursprünglich mit (männlichen) Rufnamen verband: *Gundolf* + *-ingen* (> *Gundelfingen*) bedeutete ursprünglich 'die Leute/die Siedlung des Gundolf'.

Daß onymische Suffixe morphologischen Status besitzen, erweist sich bei volksetymologischen Prozessen: *Rellingen* ist eine sekundäre Neubildung aus *in Reinlage*, *Ordning* aus (*in*) *Urden*. *Heida* und *Wiesa* (aus *Heide*, *Wiese*) wurden sekundär neugebildet nach Toponymen wie *Vechta* (s. 2.4).

Bei der Entlehnung und Integration von Toponymen aus fremdsprachlichem Material ins Deutsche sind auffällige Strukturbildungen beobachtet worden: Sowohl bei Entlehnungen aus dem (Gallo-) Romanischen am Südwesstrand Deutschlands als auch aus dem Slavischen im Osten Deutschlands kommt es zu strukturellen Übereinstimmungen, besonders bzgl. des Letztglieds: So enden viele To-

ponyme trotz unterschiedlicher Etyma auf *-atsch* (z. B. *Fillatsch* im Westen, *Trebatsch* im Osten), *-itsch*, *-an*, *-aun*, *-un* etc. Dies läßt auf eine gewisse "Gestaltung des onymischen Systems des Deutschen" (Eichler 2001: 165) schließen. Auffällig ist auch, daß sich viele Ortsnamen trotz ihrer fremdsprachlichen Herkunft in zwei Glieder segmentieren lassen, d. h. daß sekundär pseudomorphologische Strukturen mit meist bekannten onymischen Morphen entstehen (z. B. *-en* und *-in* wie in *Wilthen* und *Berlin*).

2.4. Sekundäre Herstellung von Transparenz und onymischer Morphologie: Volksetymologie

In ihrer theoretischen Tragweite unterschätzt wurden bisher die gerade im onymischen Bereich ausgesprochen häufig auftretenden Prozesse sog. Volksetymologie. Unzutreffend ist der alternative Terminus der *sekundären Motivierung*. Wenn – meist opake – Eigennamen volksetymologisch umgeformt werden, so entstehen dabei keineswegs adäquatere Beschreibungen des Referenzobjekts, sondern es entstehen nur Strukturen, die an Bekanntes anschließen und – hierin dürfte der Sinn liegen – die Memorierbarkeit erleichtern. Beispiele aus der deutschen Toponymik sind *Hiddensee* < dän. *Hiddens-ø*, eigentlich 'Hiddens-Insel', *Sauerland* < *Suderland*, *Venusberg* < *Vennsberg*, *Meerholz* < *Mérolde* etc., aus der Anthroponymik *Augstein* < *Augustin*, *Wohlrabe* < *Wallraff* etc. (Bach 1953; Leys 1966; Olschansky 1996; Vennemann 1999). In keinem der (beliebig zu vermehrenden) Beispiele entsteht erhöhte referenzsemantische Adäquatheit im Sinne motivierter Strukturen, sondern sie verharren auf der Stufe der formalen Transparenz. Koch (1963) geht so weit, gerade den Mangel an Sinn als bestes Indiz volksetymologischer Umbildung zu bewerten: "Eben das Widersinnige und Ungeheimte eines ON. [Ortsnamens] ist das beste Kennzeichen der Volksetymologie. Deren Wesen muß also woanders liegen als beim Sinngeben oder Sinngebenwollen" (Koch 1963: 165). Auch er sieht die Funktion in mnemotechnischer Erleichterung. Zu diesem Komplex besteht noch großer Forschungsbedarf. Stichprobenhafte Untersuchungen zeigen, daß die opake Vorlage meist mehrere Silben umfaßt (was die Anforderungen an die Memorierbarkeit und damit den Bedarf an Herstellung vermehrter Transparenz erhöht), und daß es meist die Silbengrenzen sind, die

die späteren (sekundären) morphologischen Zäsuren vorgeben.

Wie das Beispiel *Venusberg* < *Vennsberg* zeigt, können auch sekundäre onymische Strukturen entstehen. Damit werden sämtliche Verfahren der Markierung von Proprialität durch volksetymologische Umformungen produziert. Dies läßt den Schluß zu, daß es sich um funktionale Strukturen handelt.

3. Externe onymische Morphologie

Eigennamen können Basis für unterschiedliche morphologische Prozesse sein. Solche Prozesse können (1) Flexionsformen ein und desselben Namens (*Goethe-s* Genitiv Singular) hervorbringen (s. 3.1) oder durch die Wortbildungstechniken der Derivation (Personenname *Leverkus* → Ortsname *Leverkusen*) und Komposition (*Rhein-hausen*) zu (2) Eigennamen einer andern Kategorie (tsch. *Hrabal-ová* movierter Familienname) und (3) Appellativen einer gleichen oder andern Wortart (*Benz-in*, *boykott-ieren*) führen (s. 3.2). Ein Sonderfall von (1) sind onymische Pluraliatantum (*die Azoren*), aus denen kein Singular zurückgebildet werden kann (**eine Azore*). Lexikalische Techniken der Bedeutungs-Konversion wie bei *Pegnitz* (Flußname → Ortsname) zu (2) oder *Manchester* (Ortsname → Stoffbezeichnung) zu (3) werden ebenfalls berücksichtigt, auch wenn hier keine explizit morphologischen Mittel eingesetzt werden. Für die explizite deonymische Morphologie spielen solche Vorgänge eine Rolle, wenn die zu Appellativen umgedeuteten Eigennamen Basen morphologischer Prozesse sind: Personenname *Krösus* → Appellativ *Krösus* 'reicher Mann' (Singular) → *Krössus-e* (Plural). Ob "Personengruppennamen" wirklich onymisch sind, ist umstritten (s. 1). Der propriale Status von Ethnonymen (*Kamerun-er* 'Bewohner des Landes *Kamerun*') ist fragwürdiger als der von Kollektivbezeichnungen für die 'Mitglieder einer Familie' ((*die*) *Buddenbrook-s*).

3.1. Flexion

Eigennamen teilen als Unterklasse der Substantive deren grammatische Kategorien. Invariant ist die Person (immer 3.), variant sind Numerus, Kasus und Genus. Plural und oblique Kasus werden in der Regel morphologisch overt symbolisiert. Genus ist inhärentes Merkmal, kann aber ausdrucksseitig z. B. in typischen Endungen reflektiert sein (*Michael-*

a 'feminin' zu *Michael*; *Claudi-us/Claudi-a* 'maskulin/feminin'). Morphosyntaktische Auswirkungen haben die namenssubstantivischen grammatischen Kategorien insofern, als sie die Deklination ihrer Begleiter bestimmen (*ewig-es Rom*).

Numerus als eine stark semantische Flexionskategorie zum Ausdruck natürlicher Ein- bzw. Mehrzahligkeit (s. Art. 100) kollidiert bei Eigennamen in pluralischer Form mit dem für Propria konstitutiven Faktum der Monoreferentialität. Dennoch bleibt ein Plural wie (*die*) *Mann-s* (zum Familiennamen *Mann*) ebenso Eigenname ('Kollektiv, das von den zu dieser Familie *Mann* gehörenden Personen gebildet wird') wie ein geographisches Namen-Pluraletantum *die Azor-en*. In Redeweisen wie *die zwei Deutschlands* (BRD, DDR) dagegen handelt es sich um appellativischen Gebrauch.

Im Deutschen kommt Kasus von Eigennamen fast nur in Form des attributiven Genitivs vor (*Goethe-s*; *Polen-s*). Vom Verb regierte syntaktische Kasus sind anders als etwa im Polnischen (*Gotab-owil-a* Dativ/Akkusativ Singular) archaisch (*Goethe-n* Dativ/Akkusativ Singular). Es gibt die Tendenz, Eigennamen möglichst in ihrer Nennform und dadurch unflektiert zu gebrauchen, d. h. – den Kasus betreffend – den Nominativ auch da stehen zu lassen, wo syntaktisch ein anderer Kasus gefordert wäre: (*in einem Bericht*) *des "Neuer Tag"* statt *des "Neuen Tags"*.

Nicht eindeutig der Kasus- oder Numerusflexion zuzuordnen sind wegen der Homonymie der Suffixe die Bildungen auf *-s* vom Typ *Fischer-s Fritz* 'Fritz Fischer'. Die Paraphrasen 'Fritz aus der Familie der *Fischer-s*' oder umgangssprachlich 'den *Fischer-s* ihr Fritz' sprechen für pluralisches *-s*, die syntaktische Konstruktion und die Paraphrase '(Vater) *Fischer-s* Sohn Fritz' dagegen für genitivisches *-s*. Möglicherweise ist aber dieses Suffix bei Eigennamen weder numeralisch noch kasuell, sondern konstituiert eine eigene (Misch-)Kategorie 'kollektiv-genealogisch' o. ä., wobei 'kollektiv' nur Affinität zu 'pluralisch' und 'genealogisch' ebenfalls nur Affinität zu 'genitivisch' ('herkunftsmäßig') aufweist.

Eigennamen mit flexivischer Kennzeichnung weichen gegenüber der Flexion von Appellativen oft ab. Das wird besonders deutlich, wenn es zu Eigennamen homonyme Appellative gibt (von denen jene z. T. herkommen): vgl. *proprial/appellativisch die Mann-s / die Männ-er*; *die Herz-en-s* (mit phonotaktisch bedingtem *-en-* zwischen den Sibilan-

ten) / *die Herz-en*; *des Karl Rabe / des Rabe-n*. Zusätzlich fällt die allomorphische Armut der Namenflexive gegenüber den appellativischen Flexiven auf: *proprial die Mann(-s)*, *Rabe(-s)*, *Zahn(-s)* vs. appellativisch *die Männ-er*, *Rabe-n*, *Zahn-e*.

Das *s*-Suffix ist hier wie in andern Spezialbereichen des Wortschatzes, wo die formale Identität des Lexems möglichst unangetastet bleiben soll (etwa bei Fremdwörtern), das probate Mittel. Es erhöht die Silbenzahl nicht, führt nicht zu möglichen Hiatusproblemen zwischen Stammlaut und Suffix, ist nicht mit konkomitanten Änderungen des Basismorphems verbunden (wie etwa *-er* mit Umlaut des Stammvokals bei *Männ-er*) usw. Entsprechenden Appellativen nachgebildete Plurale wie *die Liebermänn-er* sind spielerischer Natur.

Daran, daß pluralische Formen wie *Mann-s* (*kommen*) oder genitivische Formen wie (*Thomas*) *Mann-s* (*Werk*) artikellos gebraucht werden können bzw. müssen und bei Artikelgebrauch ein nichtsymbolisierter Plural *die Mann-Ø* (*kommen*) möglich bzw. ein nichtsymbolisierter Genitiv *des Thomas Mann-Ø* zwingend ist, sieht man, daß im Deutschen bei Phrasen mit Namen ebenso "Monoflexion" (Admoni 1982) anzutreffen ist wie bei Phrasen aus Artikel und Adjektiv (*d-er groß-e* vs. (*ein-Ø*) *groß-er*).

Genus (s. Art. 98) kann ausdrucksseitig mit (Pseudo-)Suffixen korrelieren, die zu bestimmten, vom Genus mitkonstituierten flexivischen Klassen passen, z. B. *Ann-e* 'feminin' (vgl. appellativisch *Nicht-e*, *Kann-e* 'feminin'; s. 2 zur "internen" onymischen Morphologie). Genus ist ausdrucksseitig auch mit derivativischen Suffixen verbunden, die Genus determinieren wie bei *Lott-chen/Fritz-chen* 'neutrum' (vgl. appellativisch *Töchter-chen/Söhn-chen*, *Lämp-chen/Stühl-chen* 'neutrum') oder Sexus symbolisieren und mit dem passenden Genus einhergehen wie bei tsch. *Hrabal-ová*, dt. archaisch (*Luise*) *Müller-in*, dt. *Michael-a*, alle 'feminin' (s. 3.2 zur "externen" onymischen Wortbildungsmorphologie).

3.2. Wortbildung

Eigennamen unterliegen als Basen für Wortbildungsprozesse keinen prinzipiell anderen Beschränkungen als die appellativischen Substantive, d. h. sie können explizit und implizit abgeleitet sowie zu Kompositionen verwendet werden. Die Wortbildungsprodukte können wiederum Eigennamen sein oder Appellative

	Derivation	Konversion	Komposition
Eigennamen	(<i>Hermann</i>) <i>Bayreuth-er</i> Personenname	<i>Bayreuth</i> Eigenname Synonym für die Wagner-Festspiele	<i>Neu-Bayreuth</i> Eigenname Synonym für die Nachkriegs-Festspiele
Appellative	(<i>allelein</i>) <i>Bayreuth-er</i> Einwohnerbezeichnung <i>Bayreuth-er</i> (<i>Studenten</i>) <i>bayreuth-ische</i> (<i>Lande</i>) Relationsadjektive	(<i>es gibt inzwischen viele</i>) <i>Bayreuth-s</i> 'Festspiele mit Merkmalen, die ursprünglich nur die Bayreuther Festspiele aufwiesen'	<i>Bayreuth-Besucher</i> 'Besucher der Stadt oder der Festspiele'

Tab. 173.1: Der Ortsname *Bayreuth* als Basis für die Bildung von anderen Eigennamen und Appellativen

werden. Beispielbasis für die folgenden deonymischen Bildungen ist der Ortsname *Bayreuth*.

Derivationen von Eigennamen aus Eigennamen dienen u. a. den Zwecken der Movieierung (tsch. *Hrabal-ová*), der Personennamenbildung aus Ortsnamen (*Oppenheim-er*), der Ortsnamenbildung aus Personennamen (*Leverkus-en*), der Namen-Diminution (*Kose-name Ton-i* aus *Anton*; *Ann-chen* aus *Ann-e*). Die derivativischen Mittel zur deonymischen Bildung von neuen Eigennamen sind spezifisch *proprial* bei *Hrabal-ová*, *Ton-i*, *Leverkus-en*, homomorph mit solchen zur Bildung von appellativischen Substantiven bei *Oppenheim-er*, *Ann-chen* (vgl. *Städt-er*, *Töchter-chen*). Derivierte Eigennamen können zu Appellativen konvertiert werden (*Hein-i* 'Klein Heinrich' → 'Mensch mit seltsamem Verhalten').

Ziel der meisten deonymischen Derivationen (s. Art. 89) sind Appellative. Eine große Gruppe machen hier die Einwohnerbezeichnungen aus. Im paradigmatischen Verhältnis der Ableitungen zu ihrer toponymischen Basis läßt sich auch deren mögliche morphologische Binnengliederung erkennen.

(1) Ortsname	→ Einwohnerbezeichnung
<i>Bayreuth</i>	→ <i>Bayreuth-er</i>
<i>Veron-a</i>	→ <i>Veron-es-e</i>
<i>Damask-us</i>	→ <i>Damasz-en-e(r)</i>
Ländername	→ Einwohnerbezeichnung
<i>Schweiz</i>	→ <i>Schweiz-er</i>
<i>Israel</i>	→ <i>Israel-i(-s)</i>
<i>Chin-a</i>	→ <i>Chin-es-e(-n)</i>
<i>Marokk-o</i>	→ <i>Marokk-an-er</i>

Einwohnerbezeichnungen müssen nicht de-(top)onymisch gebildet sein. Sie können auch

primär vorliegen und ihrerseits Basis für die Ableitung von Orts- und Ländernamen sein: Einwohnerbezeichnung [*bei den*] *Franke-n* (Dativ Plural) → Orts-/Ländername *Frank-en* (vgl. auch den Typ [*der*] *Grieche-n Land* → *Griechen-land*). Die hier angezeigten Ableitungsrichtungen entsprechen der diachronischen Entwicklung, sind aber auch synchronisch gerechtfertigt, wenn man die längere Form als Wortbildungsprodukt annimmt, die kürzere als Wortbildungsbasis. Eine rein auf Proportionalanalogie gegründete Morphologie sieht aber auch synchronisch rückbildende deonymische Ableitungen kürzerer Ethnonyme aus längeren Ländernamen vor:

(2) <i>Afghan-istan</i>	: <i>Afghan-en</i> =
<i>Usbek-istan</i>	: x
	x = <i>Usbek-en</i>
<i>Finn-land</i>	: <i>Finn-en</i> =
<i>Lett-land</i>	: x
	x = <i>Lett-en</i>

Eine große, kaum blockierte Gruppe deonymisch abgeleiteter Appellative sind die einwohnerbezeichnenden Substantive (*Bayreuth-er* Singular/Plural, *Chin-es-e(n)*) und die aus den Ländernamen abgeleiteten Adjektive (*Bayreuth-er/bayreuth-isch*, *chin-es-isch*). Die Beziehung zwischen adjektivischem und (letztem) ethnonymischem Suffix ist hochgradig regulär (*-er*, *-e*, *-i*, wird durch *-isch* ersetzt vice versa): s. zu obigen Einwohnerbezeichnungen die Adjektive *bayreuth-isch*, *veron-es-isch*, *damasz-en-isch*, *chin-es-isch*, *marokk-an-isch*, *israel-isch* (*schweiz-er-isch* ist eine der wenigen Ausnahmen). Die Basen für die Ableitung der Bewohnerbezeichnungen und der Adjektive aus Toponymen sind also in der Regel identisch und können intern noch ein-

mal aus toponymischem Stamm und einer Endung bestehen: Der intern strukturierte Derivationsstamm *chin-es* (zu *Chin-a*) ist Basis für *Chin-es-e* und *chin-es-isch* (Fuhrhop 1998: 141 ff.). Allomorphie des toponymischen Stamms kommt vor (*Damask-* vs. *damasz-*).

Eine andere Gruppe von deonymischen Derivaten bilden aus Personennamen abgeleitete appellativische Substantive wie *Benz-in* (zu *Benz*) oder Verben wie *mendel-n* (auf Basis der Grundform *Mendel*), *röntg-en* (auf Basis des Stamms *Röntg* von *Röntg-en*). Detonymisch ist etwa *finnland-is-ier-en*.

Konversionen (s. Art. 90) aus Eigennamen können intra-onymisch vor sich gehen, so wenn aus Personennamen Firmen- und Markennamen gebildet werden (*Ford*[®]), aus Ortsnamen Vereinsnamen (*Liverpool*), aus Flußnamen Ortsnamen (*Pegnitz*), und sie können zu Appellativen werden wie der Markenname *Uhu*[®] für 'Flüssigklebstoff'. Oft ist schwer zu entscheiden, ob ein Name direkt konvertiert wurde oder das Ergebnis einer Rückbildung aus Komposita mit diesem Namen ist: *Diesel* für (und aus?) appellativisch *Diesel-motor*, *Diesel-kraftstoff*.

Auch Komposition (s. Art. 87) unter Beteiligung von Eigennamen kann entweder neue Eigennamen hervorbringen oder Appellative. Beispiele für Komposita aus mehreren Namen sind kopulative Bildungen wie *Leuthäuser-Schnarrenberger* (Familienname + Familienname), *Castrop-Rauxel* (Ortsname + Ortsname), *Frankenpfalz* (Ländername + Ländername; oberfränkisch-oberpfälzisches Grenzgebiet) und determinative Bildungen wie *Karl-Rüdiger* (in einer Reihe mit *Wolf-/Heinz-Rüdiger* usw.) zur progressiven Differenzierung von *Rüdiger* oder wie *Müller-Lüdenscheid* (Personenname + Ortsname) oder *Baden-Baden* (Ortsname + Ländername) zur regressiven Differenzierung der vielen Personen namens *Müller* bzw. mehrerer Orte namens *Baden*. Beispiele für Komposition unter Beteiligung von Appellativen sind determinative Bildungen wie *Ober-/Unterammergau* (Adjektiv + Ortsname → Ortsname), *Kleinhans* (Adjektiv + Familienname → Familienname), *Karl-s-ruhe* (Personenname + Fuge + Substantiv → Ortsname) zur progressiven Differenzierung eines Eigennamens (*Kleinhans*) bzw. eines Appellativs durch einen Eigennamen (*Karl-s-ruhe*) oder Bildungen wie *Davos-Dorf*, *Davos-Platz* zur regressiven Differenzierung. Aus ursprünglich regressiv-determinierend erscheinenden Reihenbildungen

wie *Hans-dieter*, *Hans-veit*, *Hans-jürgen* entwickelt sich eine Art Halbpräfix *Hans-*. Dreigliedrige weibliche Familiennamenkomposita wie *Greiner-Petter-Memm* sind kopulativ aus den unmittelbaren Konstituenten *Greiner-Petter* und *Memm* aufgebaut, wobei *Greiner-Petter* selber eine Struktur aufweist, in der *Petter* den im Thüringischen häufigen Familiennamen *Greiner* regressiv determiniert. Beispiele für Komposition unter Eigennamenbeteiligung, die Appellative hervorbringt, sind etwa *Otto-Motor* mit der Struktur Personenname + Substantiv oder *Grüß-August* mit der Struktur Verb + Personenname, wobei *August* schon vorher zum Appellativ konvertiert gewesen sein kann (Vorname → 'unbeholfener Mensch').

3.3. Morphologische Typen deonymischer Prozesse

Im Prinzip unterscheiden sich deonymische Prozesse morphologisch nicht von deappellativischen. Hier wie dort sind davon die Stammposition (*Mailand/Mailänd-er* wie *Land/Länd-er*) und die Suffixposition betroffen, an der es additive, modulatorische und – mit den selben Einschränkungen wie in der appellativischen Morphologie – subtraktive Prozesse gibt.

Was den Sprachbau betrifft, sind die additiven und subtraktiven Prozesse dem agglutinierenden Typ und dem Grundform-Prinzip zuzuordnen, die modulatorischen dem alternierenden Typ und dem Stamm-Prinzip (Harnisch 2001). Die in Tab. 173.2 zusammengestellten Prozesse operieren mit morphologischen Einheiten, wenn auch z. B. das *Jo-* von *Joseph* allenfalls sekundär morphologisch interpretiert sein kann: s. die scherzhafte proportionalanalogische Reihe *Sepp/Jo-seph, Hans/Jo-hann, Kurt/x; x = Jo-kurt*. Bei *-seph/Sepp* oder *Urs-/Urch-* (über *Ursch-* mit Sibilantenassimilation) liegt Stammallo-morphie vor.

Andere Prozesse an Eigennamen operieren mit rein lautlichen Mitteln. Die lautliche Entstellung der Urformen von Eigennamen ist ein automatischer Prozeß, der mit den semantischen Besonderheiten und den besonderen Gebrauchsbedingungen der Eigennamen zu tun hat (s. 1). Motiviert dagegen sind lautliche Manipulationen an Eigennamen, wie sie v. a. bei der Herstellung von Koseformen zu Personennamen vorgenommen werden. Neben den Vorteilen, den gekürzten Formen bei häufigem Gebrauch im kommunikativen Nahbereich haben, tritt das Prinzip der laut-

additiv	modulatorisch	subtraktiv
<i>Hans</i>	<i>Ägypt-en</i>	<i>Mark-us</i>
<i>Hans-i</i>	<i>Ägypt-er</i>	<i>Marc</i>
additiv-modulatorisch	additiv-subtraktiv	modulatorisch-subtraktiv
<i>Chin-a</i>	<i>Jo-seph</i>	<i>Urs-ul-a</i>
<i>Chin-es-e</i>	<i>Sepp-i</i>	<i>Urch-i</i>

Tab. 173.2: Suffixmorphologische Prozeßtypologie

lichen Verringerung als Ikon der semantischen Verniedlichung. Das hindert nicht, daß morphologische Substanz, die von der Lautsymbolik her geeignet ist, 'Kleinheit' anzuzeigen, wie das *-i*, wieder hinzutritt: *Joseph* → *Sepp* → *Sepp-i*. Ideale Grundeinheit rein lautlicher Verkürzungen ohne Rücksicht auf eine eventuell vorliegende interne morphologische Struktur sind offene Silben, die entweder ohnehin vorliegen wie bei *Fe.li.ci.tas* → *Fe.li* (Silbentilgung), *Lie.se.lo.tte* → *Li.lo* (Wahl auseinanderliegender betonter Silben), *E.li.sa.beth* → *Li.li* (Reduplikation) oder erst hergestellt werden wie bei *Hans-Joachim* → **Hansjo* → *Hajo*. Offensichtlich werden Zweisilbler mit vokalischem Auslaut angestrebt, s. auch *Fē.li.ci.tas* → *Zi.ta*, wo das *s* lautlich und nicht als **-s*-Suffix getilgt wird. Wo ein typischer Namensausgang durch die Kürzung nicht schon angeboten wird wie bei *Rü.diger* → *Rü.di*, wird er hergestellt: *Ru.dolf* → *Ru.di*.

Diese vokalischen Wortausgänge werden dann morphologisch reanalysiert und sekundär motiviert (s. 2.4), hier als typisch weibliches Vornamensuffix *-a* (*Zita* → *Zit-a* wie *Paul-a* zu *Paul*), als typisch diminuierendes Kosesuffix *-i* (*FelilRudi* → *Fel-ilRud-i* wie *Hans-i* zu *Hans*), als untypisch weibliches oder typisch männliches, aber immer reihenbildendes Suffix *-o* (*Lilo* → *Lil-o* in der Reihe [*Ca.ro.lin* →] *Caro* → *Car-o* usw.; *Hajo* → *Haj-o* in der Reihe *Brun-o, Ud-o*, usw.). Daß solche (pseudo)suffixischen Muster wahrgenommen werden, zeigen Namenmoden wie die gleichzeitige Beliebtheit von Namen auf *-ian* (*Christ-ian, Sebast-ian, Flor-ian* usw.).

4. Zitierte Literatur

- Admoni, Wladimir (1982), *Der deutsche Sprachbau*. München: Beck
 Bach, Adolf (1953), *Deutsche Namenkunde*. Heidelberg: Winter

Christoph, Ernst-Michael (1987), "Studien zur Semantik von Eigennamen". *Namenkundliche Informationen*, Beiheft 10

Doleschal, Ursula & Thornton, Anna M. (2000, Hrsg.), *Extragrammatical and Marginal Morphology*. München: Lincom

Dressler, Wolfgang U. (2000), "Extragrammatical vs. Marginal Morphology". In: Doleschal & Thornton (Hrsg.), 1–10

Eichler, Ernst (2001), "Germania Romana und Germania Slavica im toponymischen Vergleich". In: Bentzinger, Rudolf & Nübling, Damaris & Stefens, Rudolf (Hrsg.), *Sprachgeschichte – Dialektologie – Onomastik – Volkskunde*. Stuttgart: Steiner, 159–167

Eichler, Ernst & Hilty, Gerold & Löffler, Heinrich & Steger, Hugo & Zgusta, Ladislav (1995–1996, Hrsg.), *Namensforschung: Ein internationales Handbuch zur Onomastik. Bd. 1–3*. Berlin, New York: Walter de Gruyter

Fleischer, Wolfgang (1970), "Onomastische Strukturen in der deutschen Sprache der Gegenwart". In: *Onomastica Slavogermanica V, Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Phil.-hist. Klasse* 62.2, 35–44

Fuhrhop, Nanna (1998), *Grenzfälle morphologischer Einheiten*. Tübingen: Staufenburg

Greule, Albrecht (1996), "Morphologie und Wortbildung der Vornamen: Germanisch". In: Eichler et al. (Hrsg.), *Bd. II*, 1183–1187

Harnisch, Rüdiger (2001), *Grundform- und Stamm-Prinzip in der Substantivmorphologie des Deutschen: Synchronische und diachronische Untersuchung eines typologischen Parameters*. Heidelberg: Winter

Koch, Max (1963), "Volkssetymologie und ihre Zusammenhänge". *Beiträge zur Namensforschung* 14, 162–168

Kuhn, Wilfried & Serzisko, Fritz (1982), "Eigennamen im Rahmen der Dimension der Apprehen-

sion". In: Seiler, Hansjakob & Lehmann, Christian (Hrsg.), *Apprehension. Teil 1: Bereich und Ordnung der Phänomene*. Tübingen: Narr, 277–293

Leys, Odo (1966), "Der Eigenname in seinem formalen Verhältnis zum Appellativ". *Beiträge zur Namenforschung*, Neue Folge 1, 113–123

Nübling, Damaris (1997), "Deutsch-schwedische Divergenzen in Entstehung und Struktur der Familiennamen: Ein Beitrag zur kontrastiven Onomastik". *Beiträge zur Namenforschung* 32.2, 141–173

Nübling, Damaris (2000), "The Semiotic and Morphological Structure of German Toponyms: Different Strategies for Indicating Propriality". In: Doleschal & Thornton (Hrsg.), 127–137

Olschansky, Heike (1996), *Volksetymologie*. Tübingen: Niemeyer

Seibicke, Wilfried (1985), "Überblick über Geschichte und Typen der deutschen Personennamen". In: Besch, Werner & Betten, Anne & Reichmann, Oskar & Sonderegger, Stefan (Hrsg.), *Sprachgeschichte: Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, Bd. II*. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2148–2163

174. Etymologie

1. Was ist Etymologie?
2. Etymologie und Wortbildungslehre
3. Etymologie und Wortgeschichte
4. Die Wortprägung
5. Theoretische Voraussetzungen
6. Erschließungsmethoden
7. Zitierte Literatur

1. Was ist Etymologie?

Die Etymologie ist der Teil der Sprachwissenschaft, in dem Entstehung (und Geschichte) der Wörter einer Sprache untersucht werden. Im strengen Sinn beschreibt die Etymologie nur die **Entstehung der Wörter**; doch verlangt eine verwertbare Beschreibung der Entstehung eine Ergänzung durch die Behandlung der darauffolgenden **Wortgeschichte** mindestens in dem Umfang, in dem der Zugang zu der Bildung des Wortes von der betrachteten Sprachstufe aus beeinträchtigt wird. Soll also etwa die Etymologie des neuhochdeutschen Wortes *Kiefer* (= Nadelbaum) beschrieben werden, so ist einerseits auf die Bildung des althochdeutschen Wortes *kien-foraha* einzugehen: Es ist ein Kompositum aus *foraha*

Szczepaniak, Renata (2002), *Onymische Suffixe als Signal der Proprialität: Das Polnische als Paradebeispiel* [Vortrag, gehalten am 20.08.2002 beim 21. Internationalen Kongress für Namenforschung in Uppsala; wird veröffentlicht]

Tournier, Jean (1985), *Introduction descriptive à la lexicogénétique de l'anglais contemporain*. Paris: Champion-Slatkine

Vennemann, Theo (1999), "Volksetymologie und Ortsnamenforschung: Begriffsbestimmung und Anwendung auf ausgewählte, überwiegend bayerische Toponyme". *Beiträge zur Namenforschung, Neue Folge* 34, 269–322

Werner, Otmar (1974), "Wie kann man mit einem begrenzten Inventar über unbegrenzt viele Gegenstände sprechen?" In: Heilmann, Luigi (Hrsg.), *Proceedings of the 11th International Congress of Linguistics 1972, Bd. II*. Bologna: Il Mulino, 173–187

Rüdiger Harnisch, Passau (Deutschland)
Damaris Nübling, Mainz (Deutschland)

'Föhre' und *kien* 'Kienspan' ('die Föhre, aus der Kienspäne vor allem als Beleuchtungsmittel gewonnen werden'); dann müssen aber, um diese Erklärung der Bildung mit dem heutigen Wort zu verbinden, die besondere Lautentwicklung, die morphologische Verdunkelung und die Veränderung von der Benennung einer besonderen Art Föhre zu einem undurchsichtigen Pflanzennamen beschrieben werden, also die Wortgeschichte (oder zumindest ein Teil von ihr). In einem solchen Fall wird das Material zur Beurteilung der Etymologie, die **Vorform**, aus der Überlieferung der betreffenden Sprache selbst gewonnen, in anderen Fällen wird die Beurteilungsgrundlage durch den Vergleich von Wörtern gleichen Ursprungs in verwandten Sprachen (im Rahmen einer **Wortgleichung**) erst erschlossen. Während sich die traditionelle etymologische Wissenschaft fast ausschließlich um die Wortentstehung gekümmert hat, wurde vor allem in der romanistischen Etymologie nicht ohne Grund die Wichtigkeit der Geschichte des Wortes betont; denn die tiefgreifenden Entwicklungen der französischen Sprache lassen bei früh ent-